

Erzgebirgische Heimatblätter



Illustrierter Heimatbote für unsere Erzgebirgler in Heimat und Fremde
Erscheint an jedem Wochenende und kostet 10.3 einschließlich Zutragegebühr.

Nr. 28 — Sonntag, den 12. Juli 1942

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Vom Vogelleben im Erzgebirge

Wir Erzgebirgler sind ein langes-frohes Völkchen. Vielleicht haben uns die einheimischen Vögel im Erzgebirgswald gelehrt, so frohgemut zu singen. Wie schreibt unser Anton Günther u. a. in seinem Liedel:

„Hallo, hallo! de Star sei do! / Horch auf, se ruffn von Heiß ro, / Horch, horch, wie's klingt: / Die lange Zeit weit fort gewäst, / Wie in dr Welt viel rimgeraast, / Ho viel gehärt on viel gefah, / Mit meine Kinner on meiner Fraa, / 's war schü, fänn't' gelaabn, / Dwer an schönstn is drham!“ Soll es nun aber unseren gefiederten Sängern bei uns im Erzgebirge immer so gut gefallen, daß sie es aus ganzem Herzen singen, daß es am schönsten ist bei uns im Erzgebirge, dann sollen wir auch alles tun, den Vögeln eine rechte Heimstätte zu bereiten. Hören wir einmal eine Betrachtung von Rud. Zimmermann, der u. a. vom „Vogelleben unserer Friedhöfe“ berichtet und uns dabei als ein aufmerksamer Beobachter unserer Sänger in Baum und Busch bekannt wird. Er schreibt:

Das Vogelleben unserer volkreichen Städte hat seinen heutigen Reichtum und die es so oft auszeichnende große Mannigfaltigkeit erst in verhältnismäßig jüngster Zeit erlangt. Die Städte im Mittelalter einengenden Mauern, die engen und finsternen Straßen und die winkligen, allen Pflanzenlebens baren Höfe waren der Entfaltung einer Vogelwelt, wie wir sie heute selbst noch inmitten der häuserreichsten Großstädte finden, hinderlich. Erst als die Mauern fielen, als an Stelle der alten Wälle und Befestigungsanlagen von schattigen Bäumen entstandene Promenaden entstanden, im Innern der Städte selbst aber Häuser und ganze Häuserblocks grünen, der belebenden Sonne ungehindert Zutritt gewährenden Plätzen weichen mußten und zwischen



Die Nachtigall

den Neubauten immer mehr auch blühende, pflanzenreiche Gärten und sogar größere Parks entstanden, konnten den wenigen Vogelarten, die ehemals in den Städten lebten, sich noch eine große Anzahl andere, vordem draußen vor den Toren lebende und selbst den Wald bevölkernde Arten zugesellen. Das typischste Beispiel hierfür bietet uns wohl die Amsel, die, einst ein scheuer, den Menschen meidender Waldvogel, seit Mitte vorigen Jahrhunderts in immer größerem Umfange sich Bürgerrechte in den Städten zu erwerben verstanden hat, so daß man jetzt hier schon von einer „Amselplage“ spricht. Orte, an denen sich die Vogelwelt der Städte auf verhältnismäßig kleinem Raume oft und in einer kaum glaublichen Mannigfaltigkeit zusammendrängt, sind vor allem auch die Friedhöfe, die, früher vor den Toren gelegen, in der Gegenwart fast überall von den seit einigen Menschenaltern allerwärts so rapid an Zahl zugenommenen Häusern der Städte eingeschlossen sind und — in vielen Fällen allerdings nicht mehr benutzt — grüne Oasen in dem Häusergewirr bilden auch dort, wo Gärten und pflanzenbestandene Plätze noch nicht oder nur spärlich in das Innere der Städte gedrungen sind. Die Ruhe, die die Vögel auf den Friedhöfen finden, das Fehlen des der Entwicklung der Vogelwelt feindlichen Raubzeuges und das Unterbleiben aller Nachstellungen durch zerstörungslustige Menschen auf der einen, die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt und die Eigenart der Bepflanzung auf der anderen Seite müssen auf die Entfaltung des Vogel-lebens auf den Friedhöfen auch in einer selten günstigen Weise einwirken. „Viele Bäume und Sträucher“, so schreibt D. Hoffmann in der Ornithol. Monatschrift, „tragen Samen und Beeren, die den Vögeln zur Nahrung dienen, andere bieten ihnen Schlaf-, Schutz- u. Nistgelegenheiten“. Die



Teich bei Sebastiansberg in Böhmen.

Eine der schönsten Talwanderungen am Südhange des Erzgebirges führt von Komotau-Oberdorf in das Komotauer Grundtal oder Affigbachtal, das 1887—92 vom Komotauer Erzgebirgsverein dem Wanderer erschlossen worden ist. Wir kommen am ausichtsreichen Brandstein vorüber, treffen die drei Grundmühlen: Kleinmühle, Zeilmühle und die Dörntalmühle und erreichen durch die wilde Talschlucht, „das böse Loch“ genannt, nach 4stündigem Marsche durch ein herrliches Waldtal die Stadt Sebastiansberg, die nach ihrer ganzen Anlage anfangs des 16. Jahrhundert als große Bergstadt gedacht war, dies Ziel aber nie erreichte. Der Volksmund nennt sie Bafberg. Hier führt der Kammweg über den Markt (841 m), westlich nach Sonnenberg, Kupferberg, Keilberg, östlich nach Einfiel-Rollendorf. Das Kammgebiet ist hier sehr wasserreich und große Moorklauer ziehen sich bis an die Bahnstrecke, die von Rostau über Reichenhain nach Komotau führt. Für Ausbeutung der großen Torflager ist seit 1898 eine Moorkulturstation hier errichtet worden. Unser Bild zeigt trefflich die Stimmung eines Moor-teiches im Kammgebiete.

Vögel, denen wir in den Gärten und Parks begegnen, treffen wir sämtlich auch auf den an Buschwerk und Bäumen reichen Friedhöfen an, und ihnen gesellt sich auch häufig noch die eine oder andere Art zu, die sich sonst an den belebteren baum- und gebüschbestandenen Gebieten der Ortschaften nicht oder nur ungern aufhält. Auf dem alten Johannisfriedhof in Leipzig, „dieser vom Häusermeer der Großstadt eingeschlossenen Stätte“, lesen wir in einem Aufsatz von Julius K. Haarhaus im Jahrbuch des Intern Frauenbundes für Vogelschutz, „herrscht ein Vogelleben, wie man es sich reicher und mannigfaltiger kaum vorstellen kann. Die zahlreichen alten Bäume, zum Teil mit Waldrebe und anderen Schlingpflanzen übersponnen, die Holunder-, Weißdorn- und Rosenbüsche, die von Efeu ungrünten Mauern, Erdbegräbnisse und Monumente beherbergen im Frühjahr und Sommer Hunderte von Nestern, und aus dem dichten Laub erschallt von früh bis spät das Lied der dankbaren Sänger. Nicht nur Amsel, Star und Buchfink, auch der Pirol, die verschiedenen Grasmücken- und Fliegenschnapperarten, der Gartenrotschwanz, das Rotkehlchen und noch viele andere haben dort eine Heimstätte gefunden, und der Besucher dieses friedvollen Erdenstückes sieht sich auf Schritt und Tritt von all den munteren Tierchen umgeben, die wohl wissen, daß sie hier vor jeder Störung und Nachstellung sicher sind.“ Und der von mir oben schon zitierte D. Hoffmann traf auf dem allerdings freier gelegenen Hamburger Zentralfriedhof in Ohlsdorf, der ja ein Muster seiner Art ist und seiner Schönheiten wegen einen Ruf auch über Deutschlands Grenzen hinaus genießt, nicht weniger als 40 verschiedene Arten als Brutvögel an, nämlich die Waldohreule und den Sperber, die Rabenfrähe, Elster und den Eichelhäher, die Ringeltaube, den Pirol, die Schwarzamsel und die Singdrossel, den Star, Kernbeißer, Dompfaff, Goldammer, Wendehals, Grünsfink, Hänfling und Buchfink, die Nachtigall, die Heckenbraunelle, das Rotkehlchen, die Garten-, Mönchs-, Dorn- und Zaungras-

mücke, den Gartenspötter, Wald-, Fitis- und Weidenlaubvogel, die Kohl-, Tannen-, Blau-, Hauben-, Sumpf- und Schwanzmeise, den Garten- und Hausrotschwanz, den grauen und den Trauerfliegenfänger, den Zaunkönig und das Goldhähnchen. Ich selbst konnte auf einem Kleinstadtfriedhof Westfachsens gelegentlich von nur 3 oder 4 Besuchen als sichere Brutvögel in je einem Paare die Singdrossel, die weiße Bachstelze, die Haubenlerche, den Stieglitz, das Rotkehlchen, die Mönchs- und die Zaungrasmeise, den Sumpfrohrsänger, den Garten- und den Hausrotschwanz sowie die Blaumeise, in zwei Paaren den Goldammer und in je drei Paaren Amsel und Bluthänfling nachweisen. Neben diesen, wie gesagt, sicher festgestellten Brutvögeln bevölkerten den Friedhof aber auch noch eine Menge andere Vögel, von denen nur Buch- und Grünsfink sowie der Gartenfänger genannt seien, und unter denen vor allen die Kohlmeise noch besonders häufig war. Sicherlich hat der eine oder andere von ihnen auch noch genistet, obwohl ich Nester von ihnen nicht gefunden habe.

Die Friedhöfe kann man daher auch als gegebene Vogelschutzstätten bezeichnen, sie sind Orte, an denen sich die Vogelwelt selbst in einer fast vogelarmen Gegend und ganz besonders auch inmitten der naturarmen und naturfeindlichen Großstädte auf das reichste entfalten und von wo aus sie sich auch wieder über vogelärmere Gärten, Promenaden, Parks usw. ausbreiten kann. Hoherfreudlich ist es daher auch, daß man heute in einem immer größeren Maße bestrebt ist, die Friedhöfe dem praktischen Vogelschutz dienlich zu machen, die Aufenthalts- und Lebensbedingungen für die Vögel auf unseren Friedhöfen besonders auch durch das Aufhängen von Nistkästen zu immer günstigeren zu gestalten. Einsichtsvolle Kirchenbehörden und naturverständige Geistliche wirken längst schon in diesem Sinne und haben vielerlei den Vogelschutz auf den Friedhöfen fördernde Verfügungen und Bestimmungen erlassen.

Weit ist der Weg zum Glück

Roman aus den Bergen von Hans Ernst

Urheber-Rechtsschutz: Deutscher Roman-Verlag
vorm E Unverricht, Bad Sachsa (Südharz).

(17. Fortsetzung.)

Franz tut, als möchte er sich für seine Mutter entschuldigen wegen der grobgeschnittenen, dickbestrichenen Brote.

„Das begreift ihr nur nicht“, antwortet Gisela etwas leise.

„Wer wir? Wer ist das: wir?“

„Ihr alle, die ihr noch Mütter habt. Man lächelt, wenn man groß ist über die Sorgen der Mütter und beginnt dieses Umsorgen erst zu begreifen, wenn sie nicht mehr sind.“

Das ist nun ein Gespräch, bei dem er absolut nicht warm werden kann. Franz hätte sich im stillen doch etwas mehr erhofft — vielleicht etwas mehr Entgegenkommen, er weiß es selbst nicht recht. Jedenfalls dieses Thema paßt nicht zu seiner Stimmung, die nun einfach etwas gehoben ist. Ja, er fühlt sich gewissermaßen in ein Gefühl versetzt, das ihn heißt alles Befangene von sich abzuschütteln und einfach ein wenig forsch zu sein. Vielleicht könnte man, nachdem doch die Dämmerung ein so freundlicher Gast ist, den Arm um das Mädchen Gisela legen. Es wäre gar nicht soviel dabei; denn die Stimmung ist beinahe so, wie an jenem Abend vor der Jagdhütte. Nur mit dem Unterschied, daß diesmal sie ihm die Brote vorlegt, ohne daß sie sich selbst dabei einen Zwang angetan hätte. Nein, sie beißt ganz herzhaft in die dicken Brote und denkt dabei, daß eine Mutter sie bereitet hat in mütterlicher Sorgfalt, die ein erwachsener Sohn allerdings nicht in gebührender Weise zu schätzen weiß.

Zum Glück kommt die Wirtin und fragt, was die Herrschaften zu trinken wünschen. Wein oder Bier, oder Apfelsaft.

„Wein“, sagt Franz unternehmungslustig. Gleich darauf stellt die Wirtin eine Flasche vor sie hin und sagt, daß dort hinter ihnen am Baum der Lichtschalter sei, falls es zu dunkel werde. Sie selbst schaltet es jedoch nicht ein. Wahrscheinlich weiß sie Bescheid um junge Menschen und Dämmerstunden. Es wird sich wohl öfters ein junger Soldat mit einem Mädchen zur Abendzeit hier einfänden in diesem verschwiegene Garten.

Franz schenkt die Gläser voll.

„Auf Ihr Wohl“, sagt er.

„Auf Ihres auch.“

Wie Gold schimmert der herbe Mosel. Die Gläser läuten gegeneinander.

„Hm —“, macht sie und kostet mit der Zunge nach. „Herb aber gut.“

Wie in einem verwunschenen Garten sitzen sie. Der Lärm des Tages hat sich gelegt. Nur manchmal fährt ein Auto draußen vorbei und bricht die Stille. Dabei huschen vereinzelt Reflexe des Scheinwerlichtes über den Gartenzaun in den stillen Winkel zu den beiden herein. Jedesmal sehn sie sich dann an und jedesmal geht dieses Schauen dann in ein ungelöstes, hilfloses Lächeln über.

Er schenkt ihr Glas wieder voll.

„Nicht so viel!“ bittet sie. „Ich trinke sonst nie Wein und wenn ich beschwippst werde, bin ich immer so übermütig.“

„Macht doch nichts, Gisela.“

„Möchten Sie es?“

„Ja“, gesteht er offen. „Ich bringe Sie schon nach Hause.“

Er wird ein wenig mutiger jetzt. Seine Finger gleiten über ihre Hand. „Weiß Ihr Bruder, daß wir beisammen sind hier?“

Gisela schüttelt den Kopf.

„Er dürfte es aber ruhig wissen“, meint sie. „Ich habe keine Geheimnisse vor ihm.“ Und in einem plötzlichen Entschluß: „Eigentlich könnte ich ihm jetzt eine Karte schreiben. Aber Sie müssen sich auch unterschreiben.“ Als sie seine verdüsterten Augen sieht, klärt sie ihn rasch auf.

„Von der Gutsverwaltung ist ein Telegramm gekommen, daß unser alter Inspektor einen Schlaganfall erlitten hat. Nicht gefährlich, aber jedenfalls kann er der Arbeit nicht mehr nachgehen. Es muß deshalb ein tüchtiger, jüngerer Verwalter eingestellt werden. Und darum sollte ich heimfahren. Aber Egon fuhr dann an meiner statt, weil ich doch hier bleiben wollte.“

Franz Achleitner begreift nun plötzlich alles ganz klar. Sie ist hiergeblieben, seinetwegen. Hat auf ihn gewartet. Sehr einfach und klar sieht sich das an. Trotzdem will er nun wissen:

„Warum wollten Sie denn hierbleiben?“

„Weil ich mußte... Ja, ja —“, bestätigt sie etwas lauter, indem sie sich in den Sessel zurücklehnt und in das dunkle Blätterdach über sich schaut. „Manchmal muß man einfach etwas tun, ob man will oder nicht. Das ist wie ein innerer Befehl, dem man stillschweigend gehorchen muß. Ein Befehl, der vom Her-

zen ausgeht, verstehen Sie? Und dann — ich habe Sie doch gefragt, als wir auseinandergingen das letztemal, ob es Sie freuen würde, wenn ich bei Ihrer Rückkehr noch hier sei. Aber man freut sich scheinbar nicht."

"Man freut sich schon", antwortete er. "Muß einem denn jede Freud gleich im Gesicht g'schrieben stehn?"

Sie antwortet nicht, schaut immer noch in das Blättergewirr, in dem das Mondlicht sein Geisterpiel treibt.

Franz hebt sein Glas hoch.

"Auf dein Wohl, Gisela."

Langsam wendet sie den Kopf. Ihre Augen schimmern ganz verklärt, und ein wunderbares Lächeln, wie befreit und erlöst aus einer langen Qual, liegt um ihren Mund.

"Es ist sehr schön, dieses Du..."

"Schön?"

"Ja, schön und gut. Ich danke dir dafür, Franz." Plötzlich drückt sie ihr Gesicht an seinen Hals mit einem glücklichen Lachen.

Sie werden tief vertraut in dieser Stunde. Die Mauer, die zwischen ihnen so unsichtbar gestanden, ist mit einemmal weg. Franz Ahleitner redet, als sei ein Quell aufgesprungen in seiner Brust. Alles erzählt er: wie es anfing mit Veronika und wie es endete. Und während der ganzen Rede lehnte Gisela an seiner Schulter mit geschlossenen Augen. Sie schaut auch nicht auf, als er schweigt und sie dann die Frage an ihn richtet

"Und ist das nun ganz vorbei mit diesem Mädchen? Ganz erloschen?"

"Ja, ganz und gar."

"Auch in deinem Herzen?"

"Auch im Herzen, Gisela. Dort wohnst jetzt du und sollst immer darin wohnen, wenn du willst."

"Ob ich will? Ach du..."

Ueber ihnen im dunklen Geäst schreit ein kleiner Vogel im Traum auf.

"Ich danke dir", sagt Gisela nach einer Weile einfach und schlicht.

Dann küßt er sie. Nicht auf den Mund, sondern ganz leise auf die geschlossenen Augen. Die Stunde ist zu groß und zu feierlich, und sie wollen mit keinem lauten Wort des Zauber brechen, der sie klar und deutlich erkennen läßt, daß sie füreinander geschaffen sind und zusammengehören für alle Zeit.

Endlich müssen sie aufbrechen und ans Auseinandergehen denken.

"Wirst du mit mir die versprochene Bergtour machen?" fragt sie auf dem Heimweg.

"Natürlich, Gisela. Aber vor Samstag geht es net."

Sie zählt an den Fingern die Tage bis zum Samstag. "Sechs Tage", sagt sie in einem Ton, als meine sie die Ewigkeit. Vor ihrem Haus angekommen, umschließt sie mit beiden Händen sein Gesicht, betrachtet ihn lange und sagt dann vernonnen:

"Gott ist so gut, daß er mich dich finden ließ." Und ehe er noch etwas darauf antworten kann, schlägt die Türe hinter ihr zu.

Ganz seltsam ist ihm zu Mute. In seinem Herzen ist ein Gefühl, so groß und rein, wie er es als Kind einmal kannte, wenn sich ihm zur Winterszeit das Weihnachtswunder offenbarte. Unwillkürlich muß er aber dann Vergleiche anstellen zwischen dem Mädchen Gisela und Veronika. Wie grundverschieden sie doch voneinander sind. Die eine ist Feuer und Sturm, die andere Ruhe und lächelnde Güte. Ist es nicht Gnade, von einem Mädchen wie Gisela geliebt zu werden. Zu dumm, daß er zuerst auf eine andere hereinfallen mußte, daß der Weg erst über eine andere zur richtigen Liebe führte. Denn daß es diesmal erst die richtige ist, erkennt Franz Ahleitner in dieser Stunde am allerbesten.

Als der Morgen noch kaum graut, brennt in der Kurgartenhütte schon Licht. Das Feuer brennt bereits auf dem Herd, und ein paar Touristen kochten sich ihre Morgensuppe. Hinten beim Tisch sitzt ein junges Mädchen und löffelt ihre Milch, während der junge Bursche neben ihr den Rucksack fertig packt.

Diese beiden jungen Leute sind Franz Ahleitner und Gisela Heydenreich.

Die andern beiden sind ein paar Studenten aus Leipzig, die ebenfalls eine Tour unternehmen wollen, allerdings in einer anderen Richtung. Ihre Rucksäcke und das Seil liegen schon fertig gepackt

auf der Bank. Kaum daß ein Wort fällt zwischen den vier Menschen. Man hat sich am Abend vorher schon unterhalten, und die Studenten hielten scheinbar nicht viel von den Kletterkünsten einer Frau, weil sie nur ungläubig den Kopf schüttelten, als die Rede von der Rißer Ostwand war.

Sie glaubten es nicht, daß man zu dieser gefährlichen Wand eine Frau bewegen könne, und dachten, der junge Mann in ihrer Begleitung schneide nur auf. Sie lächeln auch jetzt verstohlen, als Franz sich das starke Seil umhängt und reisefertig vor die Türe tritt. Gisela folgt ihm. "Berg Heil!" grüßen die andern, und die beiden geben den Gruß freundlich zurück.

Der Morgen sieht sich nicht sehr schön an. Nebelschwaden hängen wie Gazeschleier ringsum und verhindern jede Sicht. Aber der Wind ist günstig und die



P 38

Foto: Tobis-Klagemann

Rüstmeister Sing (Wiktör de Kowa) macht ganze Arbeit! Er zerreiht den „Waffenlieferungsvertrag“, den die geschäftstüchtigen Brüder Stone (Walter Steinbed rechts und Curt Lucas) ihm anbieten. Eine Szene aus dem von Karl Anton inszenierten Tobis-Film „Die Sache mit Styr“.

Auflösung des Bilderrätsels aus letzter Nr.: John Bull, dem hau'n wir die Jacke voll!



P 69

Foto: Tobis-Klagemann

Das Leben für den König. In der Schlacht von Schweidnitz wird der Feldwebel Trestow (Gustav Fröhlich) tödlich verletzt. Sein Freund und Kamerad, der Fähnrich Niehoff (Hans Nielsen) hält Wache bei ihm und macht dem König (Otto Gebühr, neben ihm Harry Hardt als sein Adjutant) Meldung. — Aus dem Reit-Harlan-Film der Tobis „Der große König“.

Sonne muß bald durchbrechen. Die Nebel werden zerreißen, bis sie an den Fuß der Felsenwand kommen. Bis dahin sind es noch gut zwei Stunden zu wandern. Es geht auf schmalen Wegen dahin, durch nasse Lauffelder und Geröllhalden. Immer müssen sie hintereinander gehen. Franz geht voraus. Nur zuweilen bleibt er stehen, blickt sich nach dem Mädchen um, das dicht hinter ihm geht. Dann lächeln sie sich beide in die Augen und setzen ihren Weg fort.

Feiertagsstille ist um sie her. Nur der Wind singt in den Lauschen, und zuweilen kommt ein Stein mit pfeifendem Ton aus der Höhe. Immer heller wird es, die Nebel werden dünner, und nach einer weiteren halben Stunde stehen sie darüber. Die fast senkrechte Wand des Riffers ist fast greifbar nah vor ihnen. Ueber dem Haupt des Berges zuckt das junge Morgenlicht. Einen Augenblick stehen die zwei Menschen still und fast ergriffen vor der ungeheuren Wildheit der Felsenmauer, die sie, die winzigen Menschenlein, bezwingen wollen.

Gisela steht neben Franz, schaut genau wie er zur Höhe hinauf und flüstert nach einer Weile:

„Gott, ist das schön.“

Franz legt den Arm um ihre Schulter.

„Ja, Mädchen, schön, aber gefährlich.“

„Wenn du bei mir bist, nicht.“

„So viel Vertrauen?“

„Grenzenlos.“

„Dann komm. Wir müssen über das Geröllfeld noch hinauf, dann den Grat entlang bis zum Einstieg.“

Das Nebelmeer unter ihnen reißt jetzt an verschiedenen Stellen auseinander und man kann wie durch ein großes Tor hinuntersehen in das Tal. Das Leben da drunten ist noch nicht erwacht. Die Häuser liegen zum Teil noch in der Morgendämmerung,

während hier oben sich Gipfel um Gipfel entzündet und das rote Gold der Sonne dann niederfließt über die Sättel und Kämmen, bis tief in die blauen Schluchten hinein. Immer wieder sehen sich die zwei jungen Menschen genötigt, stehenzubleiben, um diese wundersame Sonntagsstimmung ganz in sich aufzunehmen.

Dann stehen sie vor dem Einstieg zur Wand. Franz nimmt das Seil von der Achsel und knüpft es auf.

„Soll ich denn hier schon ans Seil?“ fragt Gisela.

Er nickt. „Wir haben keinen festen Stand mehr bis zu der Scharte da oben. Und bis dorthin hat es schwierige Stellen. Ich glaub, du nimmst die Wand viel zu leicht, Gisela. Ich kenn sie, weil ich sie mit deinem Bruder schon zweimal g'macht hab. Du wirst nichts zu lachen haben. Kannst dir's jetzt noch

überlegen, ob wir net doch lieber eine andere Seite nehmen, die net so schwer ist.“

Sie schüttelt nur den Kopf und lacht ihn an. „Wenn du bei mir bist, kann doch nichts fehlen“, spricht ihr Blick.

Dann legt er das Seil um ihre enge Taille, verknotet es sachmännisch und nimmt das eine Ende um seine Faust. Eine kurze Weile schauen sie noch aneinandergelehnt in das Land hinaus, über dem die große Stille eines Sommersonntagmorgens liegt. Ganz leise, wie aus unendlicher Ferne hört man Glockengeläute, das zum Kirchengang ruft. Etwas von dem Erz schwingt bis herauf in die steinerne Einsamkeit.

Franz ist ernst geworden. Er weiß, wie gewagt dieses Unternehmen ist. Noch dazu mit einem Mädchen. Und wenn er auch alles Vertrauen zu dem Mädchen hat, wenn er auch glaubt an ihren Mut und ihre Kraft, diese Wand hat schon manchen in

die Tiefe gerissen. Ein einziger Fehltritt, ein ausgelassener Griff würde auch sie beide unrettbar herunterschleudern und zerschmettern. Und das dünkt ihm denn doch noch etwas zu früh, nachdem das Glück erst vor wenigen Tagen rein und erhebend anhub. Dieses Glück, das ihm eher wie ein Wunder vorkam, macht ihn nun beinahe ein wenig zaghaft. Erst ein Blick in ihre frohen, glänzenden Augen macht ihn wieder sicher. Und so wendet er sich um und greift in die Felsen. Das Mädchen folgt in kurzem Abstand, etwa eine halbe Seillänge. Die Finger suchen

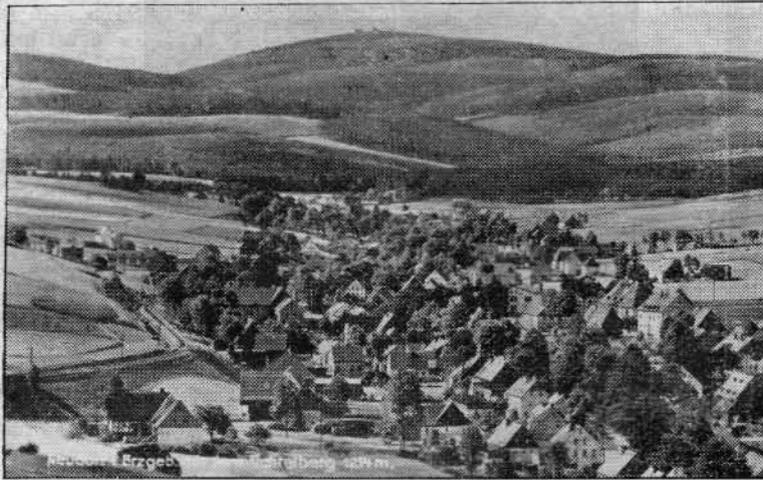
Halt, umfassen runde oder eckige vorstehende Griffe, verpreizen sich links und rechts. Und wenn sie einmal kurz überlegend nach einem Griff sucht, dreht Franz, so als fühle er dies, den Kopf zurück und erklärt ihr genau, welchen Griff sie zu nehmen habe. Sonst wird kein Wort gesprochen.

Das Seil ist ganz straff. Wenn Gisela einen Tritt verfehlt oder ausgerutscht wäre, das Seil hätte sie gehalten. Das Seil, das der junge, starke Mensch da oben in seiner Hand hält, dessen Arm gespannt ist wie eine Stahlfeder, dessen scharfes Auge jede ihrer kleinsten Bewegung überwacht. Kein Wort des Lobes sagt er ihr, aber als sie dann wieder einmal neben ihm steht, fühlt sie es an seinem

Blick, wie er heimlich stolz ist auf sie.

Allmählich kommen sie in den Bereich der Sonne. Immer höher klettern sie und immer schwerer wird es. Gisela muß mitunter ihren ganzen Mut zusammennehmen. Schweiß rinnt über ihr Gesicht. Sie hört den keuchenden Atem, den der Mann über ihr aus den Lungen preßt, und denkt sich: mein Gott, so schlimm hatte ich's mir wirklich nicht vorgestellt

(Fortsetzung folgt.)



Neudorf i. Erzgeb.



Ansicht von Buchholz gegen Mitternacht.

Dem Beschauer wird auffallen, daß im Vordergrund noch die Talstraße (jetzt Anna-berger Straße) fehlt. Rechts sieht man noch die frühere Scheune und das ansehnliche Mühlengebäude.
(2 Aufn.: WZ-Archiv)